

The background of the book cover is a textured, painterly illustration. It depicts a historical landscape. In the upper half, a stone wall with several towers or bastions sits atop a hill. The sky above is a mix of soft, warm colors, suggesting a sunrise or sunset. In the lower half, a river flows through a valley. A small boat with a person inside is on the water. On the left bank, a small structure with two figures on top is visible. The overall style is reminiscent of a historical painting or a textured print.

**NICOLE PETERS**

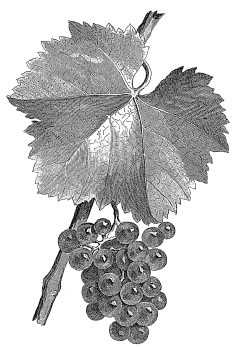
# Land im Nebel

*Historischer Roman*

SPANNUNG

GMEINER





**NICOLE PETERS**  
Land im Nebel

**GETEILTES RHEINLAND** Europa im ersten Koalitionskrieg. Das revolutionäre Frankreich hat die Vorherrschaft im linksseitigen Rheinland erlangt. Ein Bündnis aus Preußen, Österreich und kleineren deutschen Staaten stellt sich den Expansionsbestrebungen der Franzosen entgegen. Das Herzogtum Berg wird zum Kriegsschauplatz. Auch das bisher so ungezwungene Leben der naturverbundenen Johanna von Attenbach gerät aus den Fugen. Ihrer Mutter ist Johannas freundschaftlicher Umgang mit den Pächtern und Bürgerlichen ein Dorn im Auge. Sie hofft, die Tochter mit dem Sohn des Grafen von Hatzfeld standesgemäß zu verheiraten. Johanna aber denkt nicht daran, ihre Freiheit aufzugeben. Sie mischt sich lieber in die Bewirtschaftung des Familiengutes ein, das ihr Vater durch sein Engagement im Kampf gegen die Revolutionstruppen immer mehr vernachlässigt. Als im nahe gelegenen Kloster Bödingen der junge Franzose Henri auftaucht, stürzt er Johanna in ein Gefühlschaos. Bald kann sie sich keine Zukunft ohne den Fremden vorstellen, doch ein Leben mit ihm scheint aus vielen Gründen unmöglich.

© Sandra Seifen  
Fotografie



*Nicole Peters wurde 1968 am Niederrhein geboren. Das Studium der Geografie führte sie nach Bonn, wo sie anschließend im Lektorat eines Verlags arbeitete. Heute lebt und arbeitet sie mit ihrem Mann in Hennef an der Sieg, weiterhin nicht weit vom Rhein. Sie ist Mitglied der »Literaturwerkstatt Hennef« und der »Mörderischen Schwestern«. Der Gewinn bei einem Schreibwettbewerb mit Nele Neuhaus im Jahr 2016 motivierte sie, mit ihren Werken an die Öffentlichkeit zu treten. Ihr Wunsch, die Geschichten hinter den Toren alter Gemäuer zu ergründen, hat sie zu ihrem ersten historischen Roman inspiriert.*

**NICOLE PETERS**

# Land im Nebel

*Historischer Roman*

SPANNUNG

**GMEINER**



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie  
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 07575/2095-0

[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

2. Auflage 2019

Lektorat: Dominika Sobecki

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung der Bilder von: © Sopotnickii / shutterstock und  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Caspar\\_David\\_Friedrich\\_-\\_Tageszeitenzyklus,\\_Der\\_Morgen\\_\(1821-22\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Caspar_David_Friedrich_-_Tageszeitenzyklus,_Der_Morgen_(1821-22).jpg)

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8392-5807-1

*Wenn das Schicksal ruft: »Le jeu est fait, messieurs!«, so achten das die wenigsten. Erst wenn sie hören: »Rien ne va plus!«, bekommen sie Lust, aber zu spät.*

Ludwig Börne





# *Prolog*

ER SPÜRTE KEINEN SCHMERZ, aber das wunderte ihn nicht. Schmerz entstand durch Angst und Angst durch die Gefahr, etwas zu verlieren.

Er besaß nichts mehr, das es zu verlieren gab. Nur sein Leben. Und das gab er gern fort.

Nein, er spürte keinen Schmerz. Doch der Aufprall hatte Spuren hinterlassen. Ein Rinnsal lief über seine Stirn und die Wange hinunter, wie Tränen, die dort hätten strömen müssen. Er hatte nicht weinen können. Weder als er die Nachricht erhalten hatte noch in den Monaten danach. Zu tief empfand er die Schuld, selbst noch am Leben zu sein. Sie hatte alle anderen Gefühle erstickt. Schuld übertrumpfte Trauer.

Der Schleier in seinem Kopf dämpfte diese Schuldgefühle nun, so wie der morgendliche Nebel die Landschaft um ihn herum weichgezeichnet hatte. Und erst jetzt, da das Leben aus ihm wich, füllten sich seine Augen, und die Tränen vermischten sich mit dem Blut, das unvermindert aus seiner Kopfwunde rann.

Es war Zeit, nach Hause zurückzukehren. Zurück in den Schoß seiner Familie.



# 1.

## Rechtsrheinisch bei Bonn, September 1796

SEINE FUSSSOHLEN SCHMERZTEN. Die weichen Sandalen der Kirchenmänner taugten nicht für lange Märsche.

Henri Benoît de Montfort blickte hinunter ins Tal, in dem ein kleiner Fluss seine kurvige Bahn zog. Am Hang lag eine Schenke. Zu dieser späten Nachmittagsstunde schien sie schon gefüllt zu sein. Die Tür stand offen und die Geräusche lärmenden Treibens schallten hinaus und hinunter ins Tal. Ein Pferd stand vor der Gaststätte angebunden, keiner der derben Ackergäule, sondern ein edles Reitpferd. Sollte er es trotzdem wagen einzutreten?

Er fühlte sich alt, älter jedenfalls als die 25 Jahre, die er zählte. Es schien ein ganzes Leben vorübergezogen zu sein, seit er Paris verlassen hatte. Hier stand ein müder Mann in Mönchskleidung, der sich nichts sehnlicher wünschte, als seine Knochen ein wenig in dieser Schenke auszuruhen. Und zu vergessen. Denn seine Erinnerungen schmerzten ihn noch viel mehr als seine Sohlen.

Henri griff unter seine Kutte und fingerte nach Münzen. Für einen Augenblick mochte es auf einen Fremden wirken, als ruhte seine Hand auf dem Kruzifix. Doch sie hatte sich auf den Brief gelegt, den er unter seiner Kleidung verborgen hielt.

Ein Ruck ging durch seinen Körper, als er sich aus seinen Gedanken riss. Er schob seine Hand an dem Papier vorbei und zog zwei Silbergroschen hervor. Für ein Bier oder

einen Würzwein würde es noch reichen. Für eine Mahlzeit wohl nicht. Aber vielleicht würde er im Gasthaus mehr über diese Gegend erfahren, in die ihn seine wunden Füße getragen hatten.

Der kühle Wind, der ihm nun in den Rücken blies, gab den Ausschlag, und er trat in die Gaststube.

»Geh und hol mir noch einen Becher von diesem Gebräu, Dirne.« Obwohl die Kleidung des Mannes zerknittert war, wies sie auf seine edle Herkunft hin. Das weiße Hemd war aus dem Hosenbund gerutscht. Es hing hinunter bis zum staubigen Boden, sodass es dort einen grauen Schleier angenommen hatte und an Helligkeit fast nicht mehr mit den strahlend weißblonden Haaren mithalten konnte. Das vom Bier rötlich verfärbte Gesicht des Mannes glänzte in dunklem Kontrast dazu und verlieh ihm ein gehetztes Aussehen. Der von ihm weg-eilenden Magd hieb er mit einer Reitpeitsche auf das Gesäß.

»Dann gibt es auch eine mächtige Belohnung für dich.« Er fasste sich in den Schritt und zog seine Oberlippe zu einem hämischen Grinsen in die Höhe.

Bei seinem Anblick machte Henri fast auf selbem Fuße wieder kehrt. Er hatte gehofft, so etwas endgültig hinter sich gelassen zu haben. Aber auf dieser Seite des Rheins gab es all die verhassten alten Strukturen noch.

»Lass ihn, Anna, und bediene doch unseren neuen Gast. Ich kümmerge mich selbst um den Herrn.« Der Wirt war in die Schankstube getreten und zog die Magd hinter den Tresen. Dem Neuankömmling nickte er kurz zu und begann hastig ein frisches Bier zu zapfen.

Neben dem unmanierlichen Gast in der einen Ecke der Schenke waren drei kräftige Landmänner anwesend, die einen Tisch in der anderen Ecke besetzten, nicht weniger lärmend als der Edle, denn sie waren in ein Würfelspiel vertieft.

Erst nachdem sein Blick durch den ganzen Gastraum

gewandert war, trat Henri an die Theke. Die Anwesenheit des Edlen versuchte er zu vergessen.

»Was kann ich Ihnen bringen, Pater?« Die Magd war noch ein junges Ding, aber schon mit vollen Rundungen.

Henri legte die zwei Silbergroschen auf den Tresen. Er kräuselte die Stirn, sodass sein dunkler Haarschopf sich tief ins Gesicht zog.

»Wein«, stieß er hervor. »Bitte.«

»Die zwei Groschen reichen aber nur für einen Becher. Ist das recht?«

Er nickte. Das Mädchen langte unter den Tresen und holte eine Karaffe samt Becher hervor, den sie vor ihn auf das glatt polierte Holz stellte. Sie schenkte ein.

»Sie sind wohl nicht von hier, Pater?«, fragte sie.

»Nein, Madame.«

»Ha, Madame!«, schallte es plötzlich direkt in sein Ohr. Der Edelmann hatte sich unbemerkt und für seinen Zustand erstaunlich leise von seinem Tisch erhoben und lehnte nun neben ihm an der Theke. »Da tut Ihr der Dirne aber zu viel der Ehre an. Aber so seid ihr Pfaffen, was?« Er schlug Henri kumpelhaft auf den Rücken. Dem Franzosen stellten sich alle Nackenhaare auf. Warum hatte der Mann nicht einfach in der Ecke sitzen bleiben können?

Der Wirt kam herbeigeeilt.

»Herr von Hatzfeld. So nehmen Sie doch wieder Platz. Ich bringe Ihnen das Bier.«

»Hatte ich nicht Anna darum gebeten?«, fuhr von Hatzfeld den Wirt an.

»Es ist schon gut.« Das Mädchen ging dazwischen. »Ich übernehme das. Entschuldigen Sie mich bitte, Pater. Ich bin dann sofort wieder bei Ihnen.«

»Pas de problème«, rutschte es Henri heraus. Im gleichen Atemzug erkannte er seinen Fehler.

Der Edelmann wirbelte zu ihm herum.

»Ein Franzose? Und da wollte ich gerade mit dem frommen Mann anstoßen.« Er spie aus. »Seit wann schenkt ihr hier an dieses Pack aus?« Mit einem Schwung seines Arms stieß er die Weinkaraffe von der Theke. Henri griff automatisch an seine Taille, dorthin, wo vor noch nicht allzu langer Zeit sein Säbel gewesen war. Zuckte zurück, als er sich seiner Reaktion bewusst wurde. Das alles musste er hinter sich lassen. Hier war er ein anderer. Hier war er ein Nichts.

Der Wirt hielt Anna den vollen Bierkrug entgegen. Das Mädchen flog um die Theke, den Krug in der einen Hand, hakte sie sich mit dem anderen Arm bei dem aufgebrachtten Edelmann unter.

»Herr von Hatzfeld, Sie hatten mir doch eine Belohnung versprochen, wenn ich Ihnen etwas Neues zu trinken bringe.«

Der Edle warf den Kopf zurück und lachte aus vollem Halse.

»Das ist mein Mädchen. Du weißt ja doch, was gut ist.« Er ließ sich von der Magd zurück an seinen Tisch führen. Den Franzosen schien er schon wieder vergessen zu haben. Henri hatte die ganze Zeit die Luft angehalten und ließ sie nun langsam entweichen. Niemand hatte seine Reaktion bemerkt. Er musste sich auf sein neues Dasein besinnen. Immer. Er war nur ein unbedeutender Franziskaner, den die Republik aus seiner Heimat vertrieben hatte. Und in gewisser Weise stimmte das ja auch.

Die drei Landmänner nahmen ihr Würfelspiel wieder auf. Der Wirt wandte sich an den Franzosen: »Es tut mir sehr leid, Pater, aber es ist wohl besser, wenn Sie gehen. Mit dem Herrn von Hatzfeld ist nicht zu spaßen. Und ich kann es mir leider nicht leisten, ihn vor die Tür zu setzen.«

Henri nickte. »Ich verstehe.«

»Hier nehmen Sie die Groschen wieder zurück.«

»Ah non.« Er winkte ab. »Es ist gut. Der Wein ist verschüttet. Es steht Ihnen zu«, sprach er schon beim Hinausgehen.

Tief atmete Henri die frische Luft ein, als er wieder vor die Tür trat. Auch hier war also kein Platz für ihn. In seinem Rücken spürte er noch die Wärme des Wirtshauses. Er zog die Schultern zusammen, um sich gegen die aufkommende Kälte zu wappnen, und setzte seine Wanderung flussaufwärts fort.

## 2.

»VATER, WARTEN SIE, ich habe eine Bitte.« Johanna lief auf den Mann zu, der soeben auf den Hof geritten war. Sie hielt noch den Strauß Pfefferminzkraut in der Hand, den sie geerntet hatte. Der Freiherr von Hallberg-Broich und Attenbach führte die Schecke, mit der er gekommen war, in den Stall und kam mit seinem Rappen wieder hinaus. Wohl wollte er sofort wieder fort. Bevor er aber verschwand,

wollte Johanna die Chance nutzen, um ihren Vater auf die Pauls anzusprechen. Doch der Freiherr brummte seiner Tochter nur etwas Unverständliches als Antwort zurück, so als würde er eine lästige Fliege von seinem Arm verscheuchen.

Johanna ließ sich nicht entmutigen. Sie strich mit der freien Hand eine Strähne ihres langen schwarzen Haars fort, die der auffrischende Wind ihr ins Gesicht geweht hatte. Dabei spürte sie die Blicke ihrer Mutter Caroline in ihrem Rücken. Auch diese hatte wohl gehört, wie der Freiherr in den Hof geritten war, denn nun stand sie am Fenster des Salons und blickte hinunter in den Hof. Johanna wusste genau, was die Freifrau in diesem Augenblick dachte. Johanna trug das Haar offen, was die Mutter missbilligte. Gegenüber ihrem Gatten aber war sie unterwürfig und würde ihm nie irgendetwas vorhalten, obgleich ihr dessen Gebaren ebenfalls widerstrebte. Er trug sein leicht ergrautes Haar zwar der Mode entsprechend halblang, jedoch war es derart zerzaust, dass ein kurzgeschorener Kopf ihm besser zu Gesicht gestanden hätte. Seine Reitkleidung war abgenutzt, die enge dunkle Hose war an den Knien nur hauchdünn. Als der Freiherr sich bückte, um die Schnallen des Sattels unter dem Bauch des Pferdes zusammenzuführen, sah Johanna, dass der lange Rock ein kleines Loch am Gesäß entblößte. Sie musste schmunzeln. Zum Glück konnte ihre Mutter das aus der Entfernung wohl nicht sehen. Später würde es wieder Johanna sein, die anstelle ihres Vaters Vorhaltungen zu hören bekam, welche sich die Freifrau nicht getraute, ihrem Mann ins Gesicht zu sagen. *»Die meiste Zeit seines Lebens hat er wohl auf dem Rücken eines Pferdes verbracht«*, rezitierte Johanna in Gedanken. *»In Jülich hätte sich niemand der Herrschaften mit solchen Tätigkeiten die Hände schmutzig gemacht. Eine ganze Heerschar*



*von Stallknechten und Pferdeburſchen hatte ſich um die Tiere gekümmert.* « Sie konnte die Sprüche ihrer Mutter im Schlaf nachſagen. Ohnehin war in den Augen ihrer Mutter im Haus Broich, dem Familiensitz derer von Hallberg-Broich, alles beſſer. Ständig gab es Geſellſchaften, Bälle, und zu Pferde ritt man nur zur Jagd, anſonſten benutzte man natürlich die Kutsche.

Johanna war all das zuwider. Nur als kleines Mädchen war ſie einmal dort geweſen, mit ihrer Mutter, als der Freiherr wieder einmal zu einer längeren Reiſe fort war. Aber ſie war ſo klein geweſen, daſſ ſie nur ein Gefühl und keine konkreten Erinnerungen damit verband. Und das Gefühl war eines von Enge und Gefangenein. Mit der Haarſträhne ſtrich ſie die Gedanken an die Mutter beiseite und verſuchte erneut die Aufmerkſamkeit des Vaters zu erlangen.

»Es iſt wegen des Brandes bei der Familie Pauls. Das, was die plündernden Franzoſen ihnen im Sommer noch gelassen haben, iſt jetzt durch den Brand vernichtet. Die ganze Sommerernte iſt verloren. Sie können die Pacht nicht leiſten.«

»Lass mich damit zufrieden. Ich habe Wichtigeres zu tun, als mich um die Pächter zu kümmern.«

»Aber wenn wir den Pauls nur dieſes eine Jahr die Pacht erlaſſen würden ...«

»Papperlapapp. Die Franzoſen, wie im Übrigen auch die Öſterreicher, haben ſich auch bei uns bedient. Selbſt vor Schloss Allner haben ſie keinen Halt gemacht, nicht wahr?« Mit einem Ruck zog er die Sattelschnalle feſt. Das Pferd warf den Kopf nach hinten.

»Unsere Lager ſind aber wieder voll.« Johanna wedelte demonſtrativ mit dem Pfefferminzſtrauß, obwohl ſie mit dem eben Geſagten natürlich nicht ihre Kräutervorräte meinte, ſondern die Säcke voll Getreidesaat und Mehl, die in der Scheune lagerten.

»Was kümmert dich das überhaupt? Kannst du nicht mit deiner Mutter zusammen nähen oder einer Lektüre fröhnen oder was das Weibsvolk sonst noch zu seinem Zeitvertreib macht?«

Sie schob ihr Kinn nach vorne. »Als ob ich mir je etwas aus Nähen gemacht hätte, Vater. Das wissen Sie genau. Warum hätten Sie mir sonst damals den Thadaeus als Lehrer geschickt? Sicher nicht, damit ich bei ihm den Kreuzstich lerne.«

Der Freiherr lachte schallend, sodass es über den Hof tönte. »Ja, ja. Da bin ich wohl selbst schuld. Aber um so etwas wie die Pachten hat sich der Tenhagen zu kümmern, sonst säuft der nur. Und dafür hab ich ihn nicht eingestellt.«

»Aber Tenhagen tut nur das, was Sie ihm sagen, Vater. Bitte überlegen Sie es sich doch noch einmal. Welchen Nutzen hätten wir davon, wenn die Pauls den Winter darben müssten?« Sie brauchte eine Entscheidung von ihrem Vater, die sie dem Verwalter vorhalten konnte.

»Papperlapapp.« Der Freiherr saß auf. Das Pferd scheute kurz, ließ sich aber schnell bändigen.

Er konnte jetzt doch nicht einfach davonreiten. In solchen Momenten verstand sie ihre Mutter. Wie konnte er alles um sich herum einfach vergessen und sich auf und davon machen? Weder seine Familie noch sein Besitz schienen ihn zu interessieren. Nur das Kriegsgeschäft.

»Vater!« Sie warf den Pfefferminzstrauß auf den Boden, sodass der Hengst erneut scheute. »So können Sie mich nicht stehen lassen.«

Attenbach ließ wieder sein Lachen erklingen.

»Das ist meine Tochter. Sprich selbst mit Tenhagen. Wenn du ihn überzeugen kannst, soll es mir recht sein.« Mit diesen Worten ritt er vom Hof.

Johanna sah ihrem Vater nach, wie er zur Furt der Sieg hinunterritt. Im Grunde hatte er sein Einverständnis für einen Pächterlass gegeben. Sie musste nur den Verwalter davon überzeugen. Ja, nur.

Ihr Blick fiel auf die Ruine der Burg Blankenberg, die im Osten über dem Rittersitz Attenbach auf einem Hügel thronte. Gleichzeitig wusste sie, ohne sich umzudrehen, dass ihre Mutter noch am Fenster stehen musste. Nein, sie hatte keine Lust, Caroline jetzt Rede und Antwort zu stehen und sich über den Freiherrn ausfragen zu lassen. Ohnehin würde sie die Fragen nicht beantworten können. Wo war er gewesen, wo ist er wieder hin? Hatte er sich der österreichischen Armee angeschlossen, um gegen die Franzosen zu kämpfen, die schon wieder über den Rhein gekommen waren? Warum ist er nicht wenigstens hineingekommen und hat sich saubere Kleidung angezogen?

Sie konnte es nicht mehr hören. Und zum Schluss würde alles wieder in Vorwürfe ihr gegenüber münden und in die für ihre Mutter alles überstrahlende Lösung, gleichzeitig das, was Johanna am meisten fürchtete – es musste ein Ehemann für sie gefunden werden! Und dann würde sie sich dieselbe Leier anhören, mit der ihr die Mutter seit Herbst des vergangenen Jahres in den Ohren lag: Schloss Allner und sein neuer Besitzer Franz Ludwig Graf von Hatzfeld. Was für eine Fügung des Schicksals, dass er einen unverheirateten Sohn hatte, der genau in dem richtigen Alter für ihre Johanna war.

Nein. Sie hatte jetzt keine Muße für so etwas. Hatte sie das je? Ihr Blick fiel wieder auf die Burgruine, und ihr Entschluss stand fest. Sie würde ihrem Freund dem Apotheker von Blankenberg einen Besuch abstatten.

### 3.

*Die Lautstärke des Gefechts schmerzte in seinen Ohren. Kugeln peitschten durch die Luft. Wegen des beißenden Pulvergeruchs fiel ihm das Atmen schwer. Überall war Rauch. Er versuchte seine Familie zu erreichen, doch irgendetwas zernte an ihm. Die brennenden Felder rückten immer weiter von ihm ab, wurden kleiner und kleiner. Er versuchte sich loszureißen. Er musste zurück. Sein Platz war dort.*

EIN SCHREI WECKTE IHN.

Sein ganzer Körper zuckte, als er aus dem Traum hochschreckte. Henri versuchte sich zu orientieren. Sein Blick fiel auf die Landschaft vor ihm. Saftig grüne Hänge mit Obstbäumen schmiegt an den sich im Tal schlängelnden Fluss. Nach der Schenke hatte sich der Weg vom Ufer entfernt und bergan geführt. Hier oben zog sich Wein in Reihen entlang der Hänge bis nah an die abfallenden Kanten.

Wieder ein Schrei! Träumte er immer noch? Doch es war nur ein Greifvogel, der über dem Tal seine Kreise zog. Der Franzose hatte seinen wunden Sohlen eine Ruhepause gegönnt und sich an den Fuß einer mächtigen Eiche gesetzt. Er musste eingeschlafen sein. Der Baum ächzte. Seine Äste wurden im nun auflebenden Wind hin und her gebogen. Ein treffendes Bild für seine Gemütsverfassung, denn auch er fühlte sich hilflos dem Strom der Ereignisse ausgesetzt. Anders als der Baum aber, der fest in der Erde wurzelte, blieb er heimatlos.

Doch was spielte es noch für eine Rolle? Seine Heimat existierte nicht mehr. Und sein Paris und die Revolutionsar-

mee waren für ihren Untergang verantwortlich. Henri versuchte mit jedem Kilometer, den er hinter sich brachte, dem vergangenen Schrecken zu entfliehen, doch seine Schuldgefühle holten ihn immer wieder ein. Erinnerungen verblass-ten nicht mit der Entfernung wie Farben am Horizont. Jeder Gedanke brachte den Schmerz zurück. Und diese Gegend erinnerte ihn mit ihren Weinhängen und Obstwiesen wie-der an die Vendée seiner Kindheit.

Nach seiner Desertation – er kniff die Augen zusammen, denn das Wort nur zu denken tat weh –, nach seiner Flucht aus Düsseldorf, war er ziellos umhergeirrt. Er hatte die Fran-zosenstädte Köln und Bonn, die jenseits des Rheins am Ufer thronen, passiert. Er versuchte sich an die Karten zu erin-nern, die sein Kommandant General Jean-Baptiste Jourdan in jedem seiner Quartiere ausgebreitet hatte. Ihnen zufolge musste Henri sich jetzt im Herzogtum Berg befinden.

Wie weit musste er noch ziehen, um die Zeit in Paris, die falschen Entscheidungen, die ihn nach Düsseldorf statt zurück in die Heimat geführt hatten, vergessen zu können? Wäre er doch nur mit Rochejaquelein gegangen. Doch dafür war es längst zu spät.

Le temps adoucit tout.<sup>1</sup> Die Hoffnung blieb ihm, dass Vol-taire recht behielt und die Zeit den Schmerz und die Schuld heilen würde, da es die Entfernung nicht tat. Die Worte des großen Denkers gaben ihm nun die Kraft, sich von seinem notdürftigen Rastplatz zu erheben und weiterzugehen. Er musste eine Unterkunft für die Nacht finden.

Aus der Nähe drang, mit dem böigen Wind auf- und abschwellend, das Geräusch von Kirchenglocken zu ihm herüber, das die Dorfbewohner in den abendlichen Gottes-dienst rief. Auch Henri folgte dem Ruf der Glocken. Viel-leicht würde er dort einen Unterschlupf finden. Er hatte die verhasste Uniform gegen die Mönchskutte der Franzis-

kaner eingetauscht, die er jetzt trug. Eine Verkleidung, die noch weniger zu ihm passte als die Uniform, welche er nur auf Wunsch seines Vaters überhaupt angelegt hatte. Jetzt musste er lernen, sich in der Kutte zu bewegen, als wäre sie ihm angeboren. Wenn er hier überleben wollte. Ja, wenn.

Henri folgte dem Weg, den er, um Rast zu machen, verlassen hatte. In seinem Rücken wärmte ihn die untergehende Sonne nur zaghaft. Nach ein paar Wegminuten kam er um eine Biegung und konnte vor sich liegend den Kirchturm ausmachen, der sich über eine kleine Ansammlung von Fachwerkhäusern und Gehöften erhob. Keine Menschenseele war zu sehen. Vermutlich hatten sich alle Dorfbewohner schon in der Kirche versammelt. Es war der siebte Tag der Woche.

Der Franzose bog in den mit Kopfstein gepflasterten Kirchweg ein. Eine hohe Mauer umgab das Gotteshaus. Ein offen stehendes Tor lud ihn zum Eintreten ein. Rechts der Kirche schlossen sich die Gebäude eines Klosters an. Die Kirche war für ein so abgelegenes kleines Dorf recht stattlich. Er hätte sich besser zuvor informiert. Seine Unwissenheit über die Bedeutung des Gotteshauses konnte ihn von einem auf den anderen Moment enttarnen.

Aus der Kirche erklang nun, nachdem das Glockengeläut verstummt war, Gesang. Henri passierte die Eingangspforte. Er hatte nicht vor, hineinzugehen und den Gottesdienst zu stören. Innerhalb eines Gotteshauses hatte er sich noch nie wohlgefühlt. Schon als Kind war er sich dort wie ein Eindringling vorgekommen, auch wenn er es immer bedauert hatte, nicht glauben zu können.

Er durchschritt den Hof. Fast unmittelbar an die Kirche schloss sich ein Klostergebäude an. Ein gusseisernes Tor in einem kurzen Mauerstück gab den Blick in den inneren Klosterhof frei. Von einem Kreuzgang umrundet barg er

einen Kräutergarten. Inmitten der duftenden Kräuter arbeitete in gebückter Haltung ein Mönch. Er trug eine schwarze Kutte. *Keine braune Kutte, keine Franziskaner*, stellte Henri erleichtert fest. Vermutlich ein Augustiner-Kloster. Henri überlegte noch, ob er den Mönch ansprechen oder bis nach der Messe warten sollte, da richtete sich der rundliche Mann mit von der Abendsonne erhitztem Gesicht auf. Er blinzelte gegen die Sonne und sah Henri am Tor stehen. Unschlüssig nickte der Franzose zum Gruße. Der Mönch deutete ihm an, zum Eingang des Klosters zu gehen, machte dann selbst kehrt und verschwand durch eine Tür in das Gebäude.

Henri folgte der Klostermauer bis zum vorspringenden Gebäudeeingang, einer hohen und reich verzierten Holztür mit zwei Flügeln. Hier unterteilten Säulen die Fassade in gleichmäßige Fensterfelder. Auf der mittleren Säule thronte eine Madonna-Figur mit Jesuskind. All diese Pracht deutete auf großen Wohlstand des Klosters hin. Voltaire blitzte wieder in seinen Gedanken auf und mit ihm sein schlechtes Gewissen. Taugt ein Mönch nicht nur, um den Lebensunterhalt seiner Landsleute zu verzehren? Plötzlich wollte er wieder weg von hier. Ein ungutes Gefühl wie zuvor in der Schenke befiel ihn. War er denn so weit von seinen Überzeugungen abgerückt, dass er die Hilfe dieser Verbrecher annehmen würde, die nur auf Kosten anderer lebten? Schon wollte er kehrtmachen, da öffnete sich das Tor und der soeben verschwundene Mönch tauchte wieder auf.

»Werter Bruder, tretet doch näher. Ihr habt Glück, eigentlich wäre ich auch in der Messe. Wisst Ihr, ich liebe die Choräle und habe, in aller Bescheidenheit«, er hob die Augenbrauen bis fast zu seinem dünnen Haaransatz, »eine gute Singstimme, aber die Suppe muss auch gekocht werden. Wie ist denn Euer werter Name und was können wir für Euch tun?«

Die sonore Stimme verstummte und machte Platz für ein breites Grinsen. Henri hatte nicht alles verstanden. Sein Deutsch war dank seiner Liebe zur deutschen Dichtkunst zwar passabel, jedoch hatte er von seinem gemütlich wirkenden Gegenüber nicht einen solchen Redefluss erwartet.

»Mein Name ist Henri«, begann er zögernd. Er würde sich einfach entschuldigen und auf dem Fuße kehrtmachen. Es würde sich schon in irgendeinem Stall ein Platz für ihn finden, wo er die Nacht verbringen konnte. Doch sein Gegenüber blickte ihn mit so herzlicher Erwartung an, dass er es nicht fertigbrachte, ihn zu enttäuschen. Also begann er, anstatt sich zu verabschieden, seine erfundene Geschichte zu erzählen.

»Unser Kloster ist vor einem Jahr fermé, ah, comment dit-on? Oui, geschlossen worden. Ich versuche eines unserer Klöster in Autriche zu erreichen.« Er hatte lang nicht mehr so viele Worte hintereinander gesprochen. Noch dazu in dieser harten Sprache, die anscheinend nur in den Werken von Goethe und Schiller poetisch klingen wollte. Mühsam fuhr er fort: »Ich wäre sehr dankbar, wenn ich ein wenig Brot bekäme und eine Schlafstelle?«

»Oh, warum habt Ihr das nicht gleich gesagt, ein vertriebener Franzmann seid Ihr also. Nun tretet schon ein. Ich kann aber nicht entscheiden, ob wir ein Bett für Euch frei haben, es sind schwierige Zeiten.«

Das Gesicht des Mönchs verfärbte sich noch ein wenig mehr ins Rötliche. »Verzeiht mir, das brauche ich Euch ja wohl nicht zu erzählen. Ja, wie dem auch sei, Brot und Suppe bekommt Ihr auf jeden Fall. Das kann ich sehr wohl bestimmen, schließlich bin ich es, der hier tagtäglich Speis und Trank auf den Tisch bringt.« Nickend deutete er Henri an einzutreten. Er ging voraus, beide Hände wie zum Gebet verschränkt auf seinen vorstehenden Bauch gelegt. Dabei redete



er ohne Unterbrechung weiter: »Euer Kloster ist geschlossen worden, das ist schlimm. Hier sind die Franzmannen auch schon angekommen. Siegburg halten sie besetzt, seitdem sie im August schon wieder den Rhein überschritten haben. Wir fürchten ein wenig um unsere eigene Existenz. Man hört ja so einiges. Was sie in Bonn und Köln mit den Kirchen gemacht haben.«

*Wir haben ihre Reichtümer eurem Volk zurückgegeben,* dachte Henri.

Der massige Kopf des Augustiners bewegte sich im Gleichzug mit seinen Schritten hin und her. »Es sind wahrlich schwierige Zeiten für gottesfürchtige Menschen.«

Der Mönch blickte sich nach seinem Besucher um. Henri ließ ihn reden. Was ging ihn das alles noch an? Er wusste längst nicht mehr, was richtig war oder falsch, gut oder böse.

»Ich bin übrigens Bruder Ignatius. Kommt nur weiter, wir setzen uns erst einmal in meine Küche. Die Messe wird gleich vorüber sein, dann sehen wir weiter.«

Ein großer Ofen dominierte eine Hälfte des Raums. Auf dem Feuer dampfte ein einzelner gusseiserner Kessel und verströmte einen würzigen Duft. Die Mitte beherrschte ein gemauerter Arbeitsbereich mit Regalen voller Holzkisten und irdener Gefäße, die verschiedenste Lebensmittel enthielten. Kartoffeln, Äpfel, eingelegte Gurken. Auf einem Tisch standen in scheinbarer Unordnung mehrere Gefäße. Eines quoll über vor Mehl, welches seine Spuren über die gesamte Arbeitsplatte verteilt hatte. Öl- und Weinflaschen trotzten dem Mehlstaub wie aus tiefliegendem Nebel herausragende Kirchtürme. Von einem Gitter über dem Tisch hingen Töpfe und getrocknete Kräuter hinab. Ein geräucherter Schinken verbreite einen würzigen Duft, gleich daneben

war ein gerupftes Huhn zu sehen. Wie Henri vermutet hatte, mangelte es diesem Kloster an nichts.

Der Küchenmeister unterbrach Henris Begutachtung mit einem Räuspern.

»Ah, Ihr wundert Euch bestimmt über das Huhn und warum es noch nicht in der Suppe schmort. Sicher kennt Ihr Euch gut in der Küche aus. Man sagt den Franzosen ja eine gute Hand beim Kochen nach. Also, das Huhn hängt dort schon für die Suppe morgen. Nach dem Komplet<sup>3</sup> ist vor dem Komplet, wie mein Lehrmeister immer zu sagen pflegte.« Er blickte den Franzosen erwartungsvoll an. Doch Henri hatte nur mit einem Ohr zugehört. Er ließ seinen Blick vom Huhn zu der Tür wandern, die in den Kräutergarten führte. Sie stand offen. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen in den behaglichen Raum hinein.

»Ach, ich rede und rede, aber Ihr seht erschöpft aus. Sicher wollt Ihr Euch erst einmal setzen.« Ignatius deutete auf einen Schemel.

»Seid Ihr weit gewandert? Das Laufen ist ja nicht meine Sache«, der Mönch klopfte sich auf den Bauch, »ich trage zu viel mit mir herum. Das kommt vom Kochen, wisst Ihr. Also, ich muss ja immer zu probieren, was ich meinen Brüdern auftische. Sonst hole ich mir wieder einen Rüffel von Pater Markus ein. Der ist nämlich schlimmer, als es mein alter Vater je war, wenn die Mutter einmal etwas anbrennen ließ. Das könnt Ihr mir glauben. Aber was rede ich wieder. Setzt Euch doch.«

Henri nahm das Angebot gern an.

»Oui, eine große Strecke bin ich heute gelaufen. Merci bien, habt Dank für Eure Güte.«

Jetzt, da er sich hingesetzt hatte und die wohlige Wärme der Küche ihn umfing, stieg tatsächlich eine große Müdigkeit in Henri auf. Und nicht zuletzt die herzliche Art des Ignatius

ließ ihn hoffen, dass er hier für ein paar Tage Unterschlupf finden könnte, ohne dabei sein aufflackerndes Gewissen allzu sehr zu belasten. Doch die Ruhe mochte auch trügerisch sein. So freundlich wie der Küchenmeister war ihm bisher noch niemand in dieser Gegend begegnet. Er dachte an den Aufruhr, den er unbeabsichtigt in der Schenke verursacht hatte. Zu viel Unfrieden hatten seine Landsmänner schon hierher gebracht. Mais, examine-t-on ce qu'on désire? – Ach, prüft man denn, was man sich wünscht?<sup>4</sup> Nein, zumindest für eine Nacht würde er die Vorsicht vergessen und sich dem Lauf der Dinge hingeben.

#### 4.

IGNATIUS WAR AUF DEM WEG zu seinem Abt, Prior Gottfried Oettershagen. Die Messe war inzwischen beendet. Der Abt pflegte nach der Messe einen kleinen Stärkungstrunk in seinen Gemächern zu nehmen, bevor er zu den anderen Fratres in den Speisesaal zum gemeinsamen Abendbrot kam. Diesen Trunk, einen kräftigen roten Wein in einer kleinen Karaffe samt Glas, brachte Ignatius ihm nun. Bei

dieser Gelegenheit konnte er Prior Gottfried von dem Neuankömmling erzählen. Henri hatte Ignatius geholfen, den Tisch im Speisesaal zu decken. Er hatte Ignatius gebeten, bei seinem Prior anzufragen, ob er einige Tage im Kloster Unterkunft finden könne. Henri bot auch gern seine Hilfe bei den täglichen Arbeiten an. Es gäbe doch sicher immer genug zu tun.

Der Franzose war zwar nicht sehr redselig, aber ein sehr angenehmer Zuhörer. Ignatius konnte auch gut ein wenig Hilfe und vor allem Gesellschaft gebrauchen. Der rundliche Mönch war ganz allein für Küche und Garten verantwortlich, während seine Brüder sich dem geistigen Studium widmeten, die Klosterländereien verwalteten, die Schule betrieben und sich um das Seelenheil der Gemeinde kümmerten. Ignatius war sich seiner geringen Stellung unter den Mönchen sehr wohl bewusst, aber er hatte es hier im Kloster immer noch besser getroffen als seine Geschwister, denn er stammte aus einer sehr armen und großen Bauernfamilie aus einem der Nachbardörfer. Als jüngstes Kind seiner Eltern hatte er die Chance bekommen, hier auf die von den Mönchen betriebene Schule zu gehen, und war durch sein ernsthaftes Interesse an der Lehre Gottes aufgefallen. Als er das entsprechende Alter erreicht hatte, bat er darum, im Kloster aufgenommen zu werden. Da seine Eltern keine Mithilfe zahlen konnten, war er nur durch die Fürsprache seines damaligen Lehrers, der inzwischen als Prior dem Kloster vorstand, aufgenommen worden.

Ignatius hatte keuchend die große hölzerne Treppe in das obere Stockwerk erklommen. Hier lagen die Gemächer der Chorherren und am Ende des langen Ganges das des Priors. Bevor er dessen Zimmer erreichte, öffnete sich eine Tür zu seiner linken Seite. Bruder Markus trat heraus und ließ seine Kammertür laut zufallen. Er kam auf Ignatius zu,

der sich wegen des schmalen Ganges gegen die Wand drücken musste, um Markus vorbeizulassen.

»Jetzt erst bringst du dem Prior seinen Trunk?«

Bevor Ignatius etwas erwidern konnte, fuhr Markus fort: »Richte ihm aus, dass ich ihn nach dem Abendbrot noch zu sprechen gedenke.« Ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand er den Gang hinunter.

*Der ist ja in übler Stimmung.* Kopfschüttelnd setzte Ignatius seinen Weg fort. Bruder Markus war trotz seiner jungen Jahre bereits der Stellvertreter des Priors. Ihm unterstand zudem die wirtschaftliche Verwaltung des Klosters und der dem Kloster zugehörigen Gehöfte. Nach Prior Gottfried war er der Mächtigste unter den Fratres. Ignatius mochte ihn nicht. Er war adeliger Abstammung, ein Sohn des Grafen von Hatzfeld. Die gewöhnlichen Mönche, allen voran Ignatius, ließ er ihre niedere Stellung spüren. Zwar geboten die Regeln der Augustiner, mit Eintritt in das Kloster privaten Besitz und Herkunft hinter sich zu lassen. Das war für Pater Markus aber kein Grund, sich nicht wie der Papst persönlich aufzuführen. Er war ehrgeizig, und es wurde allgemein erwartet, dass er Prior Gottfried nachfolgen würde, sollte dieser sterben. Und nicht zuletzt deshalb machte sich Ignatius Sorgen um seinen Prior, dessen Gesundheit in letzter Zeit doch sehr angegriffen war.

Besonders Ignatius hatte unter Markus zu leiden, da er unter den anderen Mönchen, die fast ausschließlich aus höherer Bürgerschaft und Adel stammten, ein Außenseiter war. Es gab da noch Bruder Edrik, der für das Weingut des Klosters verantwortlich war. Auch Edrik war niederer Herkunft wie Ignatius selbst. Aber Edrik konnte den Klostermauern leichter entfliehen, wenn er zu den Weinfeldern und dem Hardthof, zu seiner täglichen Arbeit unterwegs war. Er brauchte auch keine Entschuldigung, wenn er den

Messen fernblieb. Nur zum gemeinsamen Abendessen, der Coena, war er regelmäßig zurück. Aber während des Essens war Schweigen geboten. So konnte der eigentlich so gesellige Ignatius nur nach der Coena einen kurzen Plausch mit Edrik halten.

Gegen ein wenig Gesellschaft von Henri hätte er wahrlich nichts einzuwenden. Die gnädige Mutter Maria musste ihn geschickt haben, dachte er, als er die Tür zu den Gemächern des Priors erreichte. Er klopfte. Der Abt rief ihn herein. Er blickte noch einmal den Gang runter, um sich zu vergewissern, dass Markus nicht mehr in der Nähe war, richtete seine Augen dann nach oben und flüsterte: »Heilige Maria, wenn Dich meine Choräle so erfreuen, wie es immer alle sagen, dann lass mich jetzt bitte die richtigen Worte finden.« Noch einmal sog er kräftig die Luft ein und öffnete die Tür.

»Ich bringe Euren Abendtrunk, Vater.«

Prior Gottfried von Oettershagen saß in seinem Lehnstuhl am Fenster, welches die Weinhänge hinter dem Kloster überblickte.

»Ja, danke, Ignatius, stell ihn hier ab.« Der Prior deutete auf einen kleinen runden Tisch neben sich.

Ignatius tat, wie geheißen. »Vater, darf ich sprechen? Ich habe eine Bitte vorzubringen.«

»Nur zu, Ignatius, was hast du auf dem Herzen?«, brummte Gottfried, der schon recht schläfrig schien. Ignatius erkannte, dass der Prior wirklich sehr alt geworden war. Er hatte verschiedenste Leiden, unter anderem eine Arthritis. So brannte in seinen Gemächern auch schon der Kamin, obwohl die Tage noch warm waren. Ignatius sorgte sich wieder um seinen Prior. Nun aber hatte er zuerst ein anderes Anliegen. Er warf einen kurzen Blick auf das Maria-Bildnis, das an der Wand hinter dem Prior prangte, und senkte dann seinen Blick zu Boden.